

Zeitschrift:	Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg
Band:	13-14 (1966-1967)
Heft:	1
Artikel:	Ist das Wort "Gott" tot?
Autor:	Wagner, Antonin
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-761603

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ist das Wort «Gott» tot?

Zum Buch «Reden von Gott in der Sprache der Welt» von Paul M. van Buren * soll hier einzig von der Semantik und der Sprachanalyse aus Stellung genommen werden.

1. Van Burens Untersuchung gelangt zu folgendem, den Semantiker interessierenden Ergebnis: Die Sprache des Glaubens enthält keine Tatsachenaussagen über irgend eine transempirische Realität (z. B. Gott). Glaubensaussagen sind – entgegen dem Anschein, den sie erwecken – gar keine Aussagen im strengen, logischen Sinn, sondern Ausdruck für eine Haltung, für eine Einstellung, für eine «Weise, die Welt, andere Menschen, sich selbst ... zu sehen» (S. 145). Oder anders formuliert: «Der Sinn des Evangeliums liegt in seinem *Gebrauch* durch den Mund derer, die es verkünden» (S. 145), und nicht etwa in einem vermeintlichen, ausgesagten *Sachverhalt*. Diese These erlaubt es dem Herausgeber, van Burens Buch als erregende Lektüre und als theologischen «Thriller» anzupreisen, auch wenn ähnliche Theorien in englischen und amerikanischen Fachzeitschriften seit Jahren vertreten werden. Dem beunruhigten theologischen Leser wird versichert, van Buren komme mit Hilfe einer «noch ungewohnten, aber zwingenden Handhabung philosophischer Sprachanalyse» zu seinem eindrücklichen Ergebnis, eine Versicherung, die der Autor selbst wiederholt abgibt (S. 8, 21, 23). Leider stellt sich im Laufe der Lektüre dieses Buches heraus, daß van Burens Handhabung der sprachanalytischen Methode wirklich «ungewohnt» ist: Van Buren scheint mit der sprachanalytischen Methode und der eigentlichen semantischen Problematik nur wenig vertraut zu sein.

2. Van Burens geringe Vertrautheit mit der Methode der Sprachanalyse kommt darin zum Ausdruck, daß er nur eine Richtung der Sprachanalyse zu kennen scheint, die Vertreter der sogenannten funktionellen Sprachanalyse (deren Begründer der spätere Wittgenstein ist). Diese Sprachanalytiker haben entdeckt, daß gar nicht alle sprachlichen Aus-

* PAUL M. VAN BUREN: Reden von Gott – in der Sprache der Welt. Zur säkularen Bedeutung des Evangeliums. Zürich-Stuttgart: Zwingli Verlag 1966. 190 S. Englische Originalausgabe: The secular meaning of the Gospel, based on an analysis of its language. New York: MacMillan Co.; London: SCM Press 1963, 1965².

drücke nach der Art der Wissenschaftssprache wie Tatsachenaussagen (statements of fact) zu funktionieren brauchen, sondern daß viele andere sinnvolle Sprachspiele oder Sprachgarnituren möglich sind. Das Programm der funktionellen Sprachanalyse heißt daher: «Frage nicht nach der Bedeutung, frage nach dem Gebrauch» (Urmson), und «die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache» (Wittgenstein). Dieses sogenannte «Gebrauchs-Prinzip» ist ein allgemeines Bedeutungskriterium für sinnvolle sprachliche Ausdrücke, und die semantische Theorie des Funktionalismus stellt eine Relativierung des logischen Positivismus dar, mit seinem intoleranten Verifikationsprinzip, das nur empirische Tatsachenaussagen als sinnvolle sprachliche Ausdrücke zuläßt. Aber das «Gebrauchs-Prinzip» ist keineswegs eine Alternative zum Verifikationsprinzip. Die semantische Theorie des Funktionalismus lehrt nur, daß die Bedeutung eines Ausdrucks auf jenen Regeln beruht, die den allgemeinen Sprachgebrauch dieses Ausdrucks festlegen. Für Tatsachenaussagen nun gehört die Beziehung zum außersprachlichen Gegenstand (und somit die Verifizierbarkeit) zu eben diesen Regeln. Tatsachenaussagen haben nur einen Sinn, wenn es mindestens logisch möglich ist, die Aussage mit dem beschriebenen Sachverhalt zu vergleichen und auf ihre Wahrscheinlichkeit zu prüfen (Reichenbach). Die semantische Theorie des Verifikationsprinzip ist für Tatsachenaussagen nach wie vor gültig und wurde auch vom Funktionalismus nie in Frage gestellt, wie auch nie in Frage gestellt wurde, daß es eine deskriptiv funktionierende Sprache (Tatsachenaussagen) wirklich gibt. Der ernstzunehmende Sprachanalytiker stellt daher, wenn er sich an die Sprachgarnitur eines bestimmten Bereiches (z. B. des Glaubens) heran macht, immer zwei Fragen: 1. Werden bestimmte sprachliche Ausdrücke in diesem Bereich als Aussagen tatsächlich gebraucht? 2. Genügen sie den Regeln (z. B. dem Verifikationsprinzip), die diesen Gebrauch rechtfertigen? Indem nun van Buren die gesamte Glaubenssprache – entgegen dem tatsächlichen Gebrauch – als reine «Verhaltenssprache» *interpretiert* und keine Tatsachenaussagen annimmt, versucht er einfach, die Frage der Verifikation zu umgehen und Glaubensaussagen durch eine «Hintertür» in den Bereich des Sinnvollen einzuführen. Aber mit dieser Methode ist gerade der empiristisch gesinnte Mensch – an den sich van Buren wendet – nicht zufrieden zu stellen. Was ihn interessiert ist nicht, ob die offenbar als Tatsachenaussagen gebrauchten Glaubensaussagen (Gott liebt die Menschen usw.) uminterpretiert werden können, sondern ob sie den für sie maßgebenden Bedeutungsregeln, z. B. dem Verifikationsprinzip, genügen oder nicht.

3. Van Buren übersieht also eine wichtige Tatsache: In der religiösen Sprache fast aller Glaubensbekenntnisse gibt es sprachliche Ausdrücke, die ihrer grammatischen Form nach wie Tatsachenaussagen zu funktionieren scheinen: Gott liebt die Menschen, Gott hat die Welt erschaffen usw. Oder vielmehr: er minimisiert diese Tatsache mit dem Hinweis, daß Glaubensaussagen dieser Art der Aera der «natürlichen Theologie» angehören und somit ohnehin suspekt sind (S. 99). Mit dieser Bemerkung will van Buren vermutlich die theologische «Linke» mit seiner Reduktion der Sprache des Glaubens versöhnen, und das dürfte ihm auch – wenigstens soweit es sich um abendländische und christliche Theologen handelt – weitgehend gelingen. Jedoch ist festzuhalten, daß auch in jenen Religionen, in denen eine «natürliche Theologie» nicht völlig abgelehnt wird, Gläubige bestimmte Sätze ihrer religiösen Sprache wie Tatsachenaussagen gebrauchen. Das geht daraus hervor, daß diese Gläubigen bestimmte Glaubensaussagen für wahr, ihre Negation für falsch halten. Wahr oder falsch aber können per definitionem nur Tatsachenaussagen sein. Würde van Buren einen Mohammedaner fragen, ob Allah groß und Mohammed sein Prophet sei, so würde dieser Mohammedaner vermutlich mit «ja» antworten und damit bekunden, daß dieser sprachliche Ausdruck für ihn eine Aussage ist und nicht als Ausdruck einer «Haltung der Verehrung» gebraucht wird. Die Aufgabe einer Funktionsanalyse der Glaubenssprache im allgemeinen und die Aufgabe einer säkularen Interpretation des Evangeliums im besondern ist es nicht, alle Aussagen dieses Sprachbereiches in nichtdeskriptiver Weise umzudeuten, sondern zu untersuchen, ob die angeblich deskriptiv funktionierenden Aussagen dieser Sprache bestimmten semantischen Kriterien (z. B. dem Verifikationsprinzip) genügen oder nicht. Van Buren hofft, mit seiner Interpretation der Sprache des Glaubens eine säkulare Welt, d. h. den empiristisch gesinnten Menschen, vom Sinn des christlichen Glaubens zu überzeugen (S. 179ff.). Aber gerade die säkulare Welt (jedenfalls der Logiker und der Semantiker) wird diesem Versuch skeptisch gegenüberstehen, denn sie wittert dahinter das reichlich zweideutige Unterfangen, «den Menschen durch Definitionen zu bekehren», d. h. die Glaubenssprache entgegen der Intention der Mehrzahl derer, die diese Sprache sprechen, als nicht-deskriptiv zu reinterpretieren, in der Hoffnung, daß dann auch der Ungläubige wieder bereit sei, diesen Glauben zu teilen. Denn wenn die Aussage: «Gott liebt die Menschen» in Wirklichkeit gleichbedeutend ist mit der Aufforderung: «Liebe deinen Nächsten!» braucht es fortan keine Atheisten mehr zu geben. Aber ist diese Aussage gleichbedeutend mit

einer Aufforderung, ist sie es nach der Ansicht derer, die diese Aussage gebrauchen, und ist sie es überhaupt? Was den Semantiker interessiert ist die Glaubenssprache, die die Gläubigen sprechen, auch wenn – oder gerade weil – sie diese Sprache in der Sonntagsschule gelernt haben (vgl. S. 99) und nicht die Glaubenssprache, die van Buren konstruiert.

4. Aber van Burens Reduktion der Glaubenssprache auf eine «Verhaltenssprache» und ihre Gleichsetzung mit der Sprache der Ethik widerspricht nicht nur dem tatsächlichen Gebrauch dieser Sprache, sondern sie trägt auch der logischen Struktur der Theologie und der Religion nicht Rechnung. Van Buren ist zwar der Ansicht, daß die Elimination von Aussagen über eine transempirische Wirklichkeit, also die Reduktion des Gehaltes der Theologie, sehr wohl mit jener Reduktion zu vergleichen sei, die in der Moderne auf manchen Gebieten vollzogen worden ist und für die Theologie nur von Nutzen sein kann: «Astrologie ist z. B. auf Astronomie 'reduziert' worden ... Die Theologie kann dieser Tendenz nicht entfliehen, wenn sie ernstzunehmende moderne Denkweise sein soll» (S. 183). Dieser Vergleich hinkt: Astronomie enthält – wie Astrologie – Aussagen über Sterne. Eine reduzierte Theologie aber sollte überhaupt keine Aussagen enthalten, sondern nur bestimmte Handlungsweisen empfehlen. Aber die von einer Theologie geforderte Einstellung, ein «Verhalten» oder eine «Überzeugung», leiten sich doch immer vom Glauben an bestimmte Wirklichkeiten ab, die außerhalb des Glaubenden liegen. Daraus folgt, daß alle nichtdeskriptiven Aussagen eines theologischen Systems oder einer Religion für den Gläubigen nur dann von Bedeutung sind, wenn sie mit bestimmten Aussagen über transempirische Wirklichkeiten in Zusammenhang stehen. Das heißt nicht, daß Religion nur im Glauben an transempirische Wirklichkeiten bestehe, aber dieser Glaube ist grundlegend. Der sprachliche Ausdruck dieses Glaubens sind die theologischen Wirklichkeitsaussagen. Aussagen dieser Art gehören zu den notwendigen Bedingungen dessen, was eine Religion ausmacht. Mit der logischen Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser Aussagen steht oder fällt jede Religion als vernünftiges System. Ob van Buren beabsichtigte, mit seiner Reduktion der Theologie diese aus dem Bereich des Sinnvollen und Vernünftigen zu eliminieren, entzieht sich unserer Kenntnis. Fest steht nur, daß diese Reduktion dem logischen Status der Theologie, falls es eine solche überhaupt gibt, nicht Rechnung trägt. Fest steht weiterhin, daß van Buren sich darüber nicht Rechenschaft zu geben scheint.

5. Nachdem feststeht, daß gewisse sprachliche Ausdrücke der Theologie wie Aussagen gebraucht werden und gebraucht werden müssen,

falls Theologie etwas Vernünftiges sein soll, müßte natürlich gezeigt werden, daß solche Aussagen logisch möglich sind (oder nicht). Nach der Frage «de facto» stellt sich die Frage «de jure». Und hier setzt die Aufgabe der Semantik und der Analyse der Glaubenssprache erst richtig ein. Eine ganze Reihe von Sprachanalytikern hat sich an diese Aufgabe heran gemacht und interessante Studien veröffentlicht. Die Untersuchungen der logischen Empiristen (Wittgenstein, Carnap und Ayer) gelangen zum Ergebnis, daß theologische Aussagen keinen theoretischen Gehalt haben, also bedeutungsleer sind. Neuere Studien von J. M. Bocheński, I. M. Crombie, E. L. Mascall, B. Mitchell, J. Hick, J. F. Ross, H. Scholz und J. Wilson scheinen mit Hilfe anspruchsvoller semantischer Theorien – wie mir scheint mit Erfolg – die These des logischen Positivismus widerlegt zu haben. Diese Studien beschäftigen sich mit drei Fragekreisen: 1. Welches ist die Bedeutung des Subjektausdrucks «Gott» in theologischen Aussagen, welches seine syntaktische und semantische Funktion? 2. Kann bezüglich theologischer Aussagen von einer eschatologischen Verifikation (J. Hick) oder einer Verifikation mittels religiöser Erfahrung (J. Wilson, I. M. Crombie) gesprochen werden? 3. Gibt es eine semantische Theologie der Analogie, welche für Prädikatausdrücke theologischer Aussagen geltende Bedeutungsregeln aufstellt (J. M. Bocheński, E. L. Mascall, J. F. Ross)? Leider geht van Buren auf keinen dieser wichtigen Fragenkreise näher ein. Die meisten dieser Untersuchungen scheinen ihm unbekannt zu sein, einige wenige (J. Hick und I. M. Crombie) erwähnt er in einer kurzen Fußnote (vgl. S. 92).

6. Im Rahmen dieser Stellungnahme müssen wir uns mit dieser Skizzierung der Problematik theologischer Sprache begnügen. Nur auf eine Frage möchten wir noch kurz eingehen: die Bedeutung des Subjektausdrucks theologischer Aussagen: «Gott». Van Buren schreibt: «Heutzutage können wir nicht einmal Nietzsches Ruf, daß Gott tot ist, verstehen, denn wäre dies der Fall, wie könnten wir es wissen? Nein, das Problem ist heute dies, daß das Wort «Gott» tot ist» (S. 98). Diese Behauptung, das Wort «Gott» sei tot, habe also keine Bedeutung, wurde lange vor van Buren, zum ersten Mal von Carnap in seinem Aufsatz «Überwindung der Metaphysik durch logische Analyse der Sprache», im Jahre 1931 ausgesprochen. Inzwischen wurde darüber einiges geschrieben, und gar so hoffnungslos tot, wie van Buren möchte, ist das Wort «Gott» nicht (vgl. dazu auch die soeben erschienene Schrift von Gerhard Ebeling: Gott und Wort. Tübingen: Mohr 1966, besonders S. 52-63). Es gibt prinzipiell zwei Möglichkeiten, diesen Ausdruck in die theologische Sprache einzzu-

führen, ohne sich mit der mythologischen, anthropomorphen, für die Theologie unbrauchbaren Bedeutung dieses Ausdrucks begnügen zu müssen: «Gott» kann entweder extralinguistisch, auf Grund einer Gotteserfahrung, in die Glaubenssprache eingeführt werden. Dann wäre «Gott» ein Eigenname, und einige Mystiker mögen den Ausdruck auch auf diese Weise gebraucht haben. Aber der Versuch, «Gott» auf diese Weise eine Bedeutung zu geben, führt zu fast unüberwindlichen Aporien, da eine extralinguistische Einführung keine kommunikative und informative theologische Sprache zu ermöglichen scheint. Aber spätestens seit Russells «Theory of description» weiß man, daß wir beim Sprechen von Individuen nicht auf Eigennamen angewiesen sind, sondern auch eine Kennzeichnung verwenden können. Eine Kennzeichnung besteht aus einem Artikel und einem Prädikatsausdruck. Der Prädikatsausdruck bezeichnet eine bestimmte Eigenschaft, die nur diesem Individuum zukommt, während der Artikel den Umstand sprachlich festhält, daß diese Eigenschaft nur einem Individuum zukommt. Eine Kennzeichnung hat also die Form «Der So-und-so» und bezeichnet immer ein und nur ein So-und-so. Solche Kennzeichnungen ersetzen wir dann durch kürzere Ausdrücke, die grammatisch wie Eigennamen gebraucht werden, die aber immer in Kennzeichnungen umgeformt werden können. Solche «Eigennamen» (die eigentlich keine sind) werden intralinguistisch in eine Sprache eingeführt, d. h. durch Umformen in die Kennzeichnung, deren Kurzform sie sind. Es ist naheliegend und seit G. Ryles Aufsatz «Systematically misleading expressions» üblich, «Gott» als Kennzeichnung aufzufassen. Der Satz «Gott existiert» heißt dann logisch umgeformt «Dasjenige x, für welches gilt f(x), existiert» ($\exists ! (\exists x) (fx)$), wo «f(x)» steht für «x ist allmächtig, allwissend ...». Man beachte, daß es hier keineswegs darum geht, zu beweisen, daß Gott existiert, sondern zu zeigen, daß das Wort «Gott» nicht tot ist, wenn es als Kennzeichnung aufgefaßt wird. Im Gegenteil, diese Theorie erlaubt, negative Existenzaussagen, die dennoch sinnvoll sind, über Gott zu formulieren: «Wenn ein Satz sinnvoll sein kann, ohne die Existenz des grammatischen Subjektes (notwendig) vorauszusetzen, dann ist es klar, daß das grammatische Subjekt kein Eigenname, sondern eine Kennzeichnung ist» (Russell, *Principia mathematica* I, 66).

7. Zusammenfassend ist festzustellen, daß van Buren in seinem Buch die von theologischen Aussagen aufgeworfenen semantischen Fragen unklar stellt und zu ihrer Lösung wenig, auf jeden Fall nichts Neues, beiträgt. Dies ist auf eine einseitige, rein funktionelle Anwendung der Sprachanalyse und auf eine ungenügende Kenntnis dieser Methode zurückzuführen.